

AUF DEN SPUREN DER

WOLHYNIEN- DEUTSCHEN

IN LINSTOW

EIN DEUTSCH-UKRAINISCHES
MEDIENPROJEKT





HERAUSGEBER

Heimatverein Linstow e.V.
Hofstr. 5
18292 Linstow

Tel: 0049 38 457 / 51 963

E-Mail: wolhynien.linstow@gmx.de

Web: www.umsiedlermuseum-wolhynien.de

REDAKTION

Irina Peter und Michael Thoß

GESTALTUNG

Elena Walczyk

2023

Die Autoren- und Medienwerkstatt ist ein Projekt des Wolhynier Umsiedlermuseums und wurde vom Kulturreferat für Russlanddeutsche gefördert.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien



**KULTURREFERAT FÜR
RUSSLANDDEUTSCHE**

AM MUSEUM FÜR RUSSLANDDEUTSCHE KULTURGESCHICHTE



**WOLHYNIER
UMSIEDLER
MUSEUM** *Linstow*

www.umsiedlermuseum-wolhynien.de





VORWORT	2
ÜBER DIE WOLHYNIENDEUTSCHEN Michael Thoß	4
DIE UKRAINE DAMALS UND HEUTE MEDIENWERKSTATT Julia Tenzer	6
WER SIND DIE WOLHYNIENDEUTSCHEN? INTERVIEW Julia Friebe & Zoë Hars	9
VON SPIELZEUGHUNDEN UND UKRAINEFLAGGEN Zoë Hars	13
GEFRORENE LANDSCHAFTEN OHNE WIEDERKEHR Robert Faber	16
ÜBER BILDUNGSARBEIT IM WOLHYNIER UMSIEDLERMUSEUM INTERVIEW Eugenie Frank	20
ZWISCHEN JUBILÄUMSFREUDE UND ZUKUNFTSANGST Julia Tenzer	24



Liebe Leserin, lieber Leser,

Linstow ist ein unscheinbares Dorf am Rande der mecklenburgischen Seenplatte mit einer Kirche, einem ehemaligen Gutshaus und einem idyllischen See. Zunächst deutet nur wenig daraufhin, dass hier die großen menschlichen Tragödien des 20. Jahrhunderts mit Krieg, Flucht und Vertreibung bis heute sichtbare Zeichen hinterlassen haben. Bei der Einfahrt ins Dorf richtet sich dann der Blick auf die Hauswand eines Wohnblocks. Dort sind der Schriftzug „Wolhynier Umsiedlermuseum“ sowie die Zeichnung eines Bauernhauses mit Ziehbrunnen zu sehen. Ortsfremden gehen sofort mehrere Fragen durch den Kopf: Was ist Wolhynien? Wer wurde umgesiedelt? Warum gibt es in dieser Gemeinde ein Museum zu diesem ungewöhnlichen Thema?

Junge Menschen aus der Ukraine und Deutschland haben sich im Rahmen einer dreitägigen Medien- und Autorenwerkstatt auf den Weg gemacht, um mehr über das Dorf und die Lebensgeschichten seiner Bewohner zu erfahren. Im Mittelpunkt standen im Sommer 2022 dabei jene Wolhyniendeutschen, die mit Beginn des Zweiten

Weltkriegs ihre Heimat in der heutigen Nordwestukraine verlassen mussten und sich nach Umsiedlung und Flucht vor der Roten Armee in Mecklenburg ein neues Leben aufgebaut haben. Die Teilnehmenden mussten dabei erkennen, dass der Strom der Geschichte immer weiterfließt, sich Vergangenheit und Gegenwart oft auf unerwartete Weise miteinander verbinden. Mehr als 75 Jahre nach Ankunft der Wolhyniendeutschen sind wieder Menschen aus der Ukraine nach Linstow gekommen und haben sich vor der russischen Armee in Sicherheit gebracht.

Im Mittelpunkt der Medienwerkstatt stand das Schicksal von Menschen, die damals wie heute kriegsbedingt ihre Heimat verlassen und sich von einem Tag auf den anderen als Entwurzelte einer völlig neuen Realität stellen mussten, angewiesen auf das Wohlwollen und die Unterstützung fremder Menschen. Die tief sinnigen Texte und Videos, die in nur kurzer Zeit entstanden sind, zeigen eindrücklich wie intensiv und einführend sich die Teilnehmenden mit den Menschen und ihren ergreifenden Geschichten auseinandergesetzt haben. Begleitet wurden sie dabei von

den beiden Journalistinnen Irina Peter und Larissa Mass sowie Museumsleiter Michael Thoß und dem Vorsitzenden des Heimatvereins Linstow, Johannes Herbst.

Besonderer Dank gilt den Zeitzeugen Ernst Reimann, Erika Werner und Gertrud Horn, die uns an ihren Familienschicksalen teilnehmen ließen und uns das Tor zur Vergangenheit weit aufgestoßen haben. Gleiches gilt für die ukrainischen Geflüchteten allen voran Anna Omelchuk. Ihre Fluchtgeschichten haben uns an den folgenschweren Irrtum erinnert, dem manche in Deutschland bis zum russischen Angriff auf die Ukraine aufgesessen sind. Er besagte, dass Krieg, Flucht und Vertreibung in Europa einer längst vergangenen Epoche angehören und sich nicht wiederholen werden. Ihre Erzählungen mahnen uns zur unbedingten Solidarität mit Menschen, die aufgrund von staatlicher Aggression aus ihrer Heimat vertrieben werden und bei uns in Deutschland Schutz suchen.

Michael Thoß, Leiter des Wolhynier Umsiedlermuseums





EINWANDERUNG UND HERKUNFT

Die Wolhyniendeutschen lebten bis zum Zweiten Weltkrieg im Nordwesten der heutigen Ukraine. Mehrheitlich waren sie evangelisch-lutherische Kleinbauern, die ab den 1860er Jahren vorrangig aus Mittelpolen in das damals zum Russischen Kaiserreich gehörende Wolhynien eingewandert waren. Bereits ab den 1890er Jahren zog ein Teil von ihnen weiter nach Sibirien, ins Baltikum, nach Kanada, die USA und Brasilien. Grund war der wachsende russische Nationalismus, der sich auch gegen die deutsche Minderheit richtete. Trotz der schwierigen Rahmenbedingungen wuchs die Zahl der Wolhyniendeutschen bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs auf mehr als 200.000 Menschen.

DEPORTATION UND TEILUNG WOLHINIENS

1915 wurden die Wolhyniendeutschen auf Befehl des Zaren angesichts der nahenden deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen überstürzt und unter hohen menschlichen Verlusten bis nach Sibirien deportiert. Einigen gelang es, sich in den umliegenden Wäldern zu verstecken und mit Hilfe der deutschen Truppen gen Westen zu fliehen. Dieses traumatische Erlebnis bildete den Ausgangspunkt für die Herausbildung einer wolhyniendeutschen Identität. Ab 1917 kehrte ein Teil der Geflüchteten und Deportierten nach Wolhynien zurück und baute die im Krieg zerstörten Siedlungen wieder auf. Mit dem Frieden von Riga wurde Wolhynien 1921 zwischen Polen und der Sowjetunion geteilt. In beiden Teilen gestaltete sich das Leben der Menschen schwierig.

UMSIEDLUNG IN DEN „WARTHEGAU“

Nach dem deutschen Überfall auf Polen am 1. September 1939 wurde im Rahmen des Hitler-Stalin-Pakts die Umsiedlung von „Reichs- und Volksdeutschen“ aus der sowjetischen in die deutsche Einflussphäre verabredet. Gemäß der nationalsozialistischen Rassenlehre sollten die besetzten Gebiete nach der Vertreibung der polnischen Bevölkerung durch deutschstämmige Siedler „germanisiert“ werden. Unter der Parole „Heim ins Reich“ wurden auch die

Deutschen aus Westwolhynien in den „Warthegau“ umgesiedelt. Deutsche aus Ostwolhynien wurden von dieser Vereinbarung nicht erfasst und erst 1943/44 angesichts der gescheiterten deutschen Offensive von den NS-Dienststellen umgesiedelt.

FLUCHT UND VERTREIBUNG

Die sowjetische Sommeroffensive 1944 bedeutete das Ende der nationalsozialistischen Kolonisierungs- und Germanisierungspläne in Mittel- und Osteuropa. Im Winter 1944/45 mussten die Wolhyniendeutschen angesichts der vorrückenden Roten Armee ihre Höfe in Polen wieder verlassen. Weil Parteifunktionäre eine Evakuierung der deutschen Zivilbevölkerung zunächst verhinderten, verlief die Flucht Anfang 1945 vollkommen chaotisch. Extreme Kälte, Beschuss durch Flieger und vorrückende Truppen der Roten Armee forderten unzählige Opfer.

NEUANFANG IN DEUTSCHLAND

Wegen der schwierigen Versorgungslage in den Städten wurden die Flüchtlinge überwiegend in ländliche Regionen in Deutschland geleitet. Von allen deutschen Ländern nahm das landwirtschaftlich geprägte Mecklenburg-Vorpommern im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung die meisten Flüchtlinge auf. In Linstow hatte sich insbesondere durch



den starken Zuzug von Wolhyniendeutschen die Zahl der Einwohner zwischenzeitlich fast verdreifacht. In der sowjetischen Besatzungszone war die Bodenreform ein wichtiges Instrument zur wirtschaftlichen Integration der Flüchtlinge. Land von Großgrundbesitzern wurde entschädigungslos enteignet und an „Neubauern“ vergeben. Auf der Fläche der ehemaligen Staatsdomäne in Linstow erhielten 73 Familien Land zur Bewirtschaftung, davon 37 aus Wolhynien. In der Anfangsphase fehlte es an landwirtschaftlichen Geräten, Saatgut, Zugtieren und Wohnraum. Zudem wuchs seit Mitte der 1950er Jahre in der DDR der Druck zur Kollektivierung. Einige „Neubauern“, darunter auch Wolhyniendeutsche, flüchteten deshalb weiter Richtung Westen.



In der lichtdurchfluteten Veranstaltungsscheune des Wolhynier Umsiedlermuseums haben sich neun junge Menschen an zu einem U zusammengestellten Tischen versammelt. Gebannt lauschen sie den Erzählungen von Erika Werner, die in ihrer Mitte sitzt. Sie ist Bessarabiendeutsche. Wie viele deutschstämmige Familien wurde auch sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester aus der historischen Region vertrieben, die heute in der Republik Moldau und der Ukraine liegt. Ab 1939 sollten deutsche Minderheiten „Heim ins Reich“ geholt werden. Sie wurden in den sogenannten Warthegau umgesiedelt. Von dort wiederum flüchteten sie 1945 vor der Roten Armee.

Obwohl sie selbst erst einen Tag nach der Ankunft im Warthegau geboren wurde, gibt Erika Werner lebhaft die Erzählungen ihrer Mutter wieder: „Im Warthegau hat man einfach die polnischen Bauern und Bevölkerung aus den Häusern rausgeschmissen und die Deutschen reingesetzt. Stellen Sie sich mal vor: Da stand noch das warme Essen auf'm Herd. Meine Mutter, die hat sich so aufgeregt darüber.“ Werner sitzt an der Stirnseite der Tischgruppe. Seit sie begonnen hat zu erzählen, kleben die Augen aller Zuhörenden fest an ihren Lippen. Ihre farbenfrohe Blumenbluse unterstreicht ihre offene Art. Für viel Schmunzeln sorgt sie, als sie von ihrer Arbeit als Gemeindegeschichtsbearbeiterin im ehemaligen Gutshaus Linstow erzählt. Das war noch zu DDR-Zeiten und sie musste einmal im Monat das Vieh der Dorfbewohner zählen. Dabei konnte sie sich der wolhynischen Gastfreundschaft nicht entziehen und musste auf jedem Hof Zeit für Gespräche, etwas Essen und das ein oder andere alkoholische Getränk einplanen. Die Erinnerungen an dieses herzliche Miteinander zaubern ihr noch heute ein Lächeln ins Gesicht.

Nach Erika Werner lernten die Nachwuchsautoren und zukünftige Filmemacher Ernst Reimann kennen. Auch er hat seine Wurzeln im Osten Europas. Er wurde in Wolhynien, der heutigen Westukraine, geboren. Auch er wurde mit seiner

Familie zunächst in den Warthegau umgesiedelt und musste 1945 flüchten. Mit glänzenden Augen erinnert sich Ernst Reimann an sein liebstes Kinderspielzeug – einen kleinen Hund aus Holz, der aus seiner Hundehütte herausfahren und sogar bellen konnte. Noch heute bedauert der inzwischen 85-jährige, dass er dieses Spielzeug in der Hektik der Flucht vergessen hatte. Ohne Scheu vor Kamera und Mikrofon erzählt er drei Teilnehmerinnen anschließend für ein kurzes Video detaillierter von der Flucht. Der sympathische Mann ist von dem großen Interesse der jungen Menschen gerührt, wie er am Ende des gemeinsamen Nachmittags sagt. Zum Abschied trägt er ein paar Lieder mit seiner Ziehharmonika vor.

Mit Gertrud Horn treffen die Teilnehmenden der Medienwerkstatt an diesem Tag eine dritte Zeitzeugin. Ebenso wie Erika Werner wurde auch sie im Warthegau geboren und flüchtete als Kind in Richtung Westen. Sie sitzt auf einer Bank vor der Dorfkirche von Linstow. Schon als Kind half sie ihren Eltern dabei, diese Kirche immer gut in Schuss zu halten. Horn berichtet von den einfachen Lebensbedingungen, die ihre geflüchtete Familie zunächst in Linstow vorfand. Mit ihren beiden Schwestern und ihrer Mutter lebte sie im Strohlager eines ehemaligen Stalls. Dort wimmelte es von Ratten und Flöhen. Zu viert teilten sie sich

ein Bett. Später zogen sie in ein eigenes Haus. Dieses war stark baufällig und wurde von ihrem Vater nach und nach in ein gemütliches Wohnhaus verwandelt. Gertrud Horns Vater hatte im Krieg einen Arm verloren. Wenn sie erzählt, was er trotz dessen alles meisterte, spürt man tiefe Bewunderung und Dankbarkeit ihm gegenüber.

Erika Werner, Ernst Reimann, Gertrud Horn – sie alle teilen ein Familienschicksal. Die Eltern mussten aus ihrer Heimat flüchten, sie selbst sind im Warthegau geboren oder waren bei der Ankunft Kinder. Viele Schicksalsschläge und Neuanfänge prägten ihr Leben und das ihrer Familien. 1945, als sie aus dem Warthegau vor der Roten Armee flüchten mussten und in dem kleinen Ort Linstow an der Mecklenburgischen Seenplatte ankamen, war einer dieser Neuanfänge. Viele Menschen teilen dieses Schicksal, doch alle haben ihre ganz individuelle Geschichte.

Während der vom Kulturreferat für Russlanddeutsche finanzierten Medien- und Autorenwerkstatt, die Ende August 2022 im Wolhynier Umsiedlermuseum in Linstow stattfand, hatten neun junge Menschen die Chance, einige dieser Geschichten zu hören.

Die beiden Journalistinnen Ira Peter und Larissa Mass, beide

mit wolhyniendeutschen Wurzeln, organisierten und leiteten den Workshop. Sie gaben den Teilnehmenden wichtige Tipps an die Hand und begleiteten den Entstehungsprozess von Texten und Kurzfilmen auch über die Zeit des Workshops hinaus. Die drei Workshop-Tage waren geprägt von berührenden Gesprächen, Anekdoten, wehmütigen Gedanken, schönen Erinnerungen und einer ganz besonderen Gemeinschaft mehrerer Generationen. So, wie die Teilnehmenden von der Herzlichkeit und Offenheit der Zeitzeugen überwältigt waren, so waren die Zeitzeugen den Teilnehmenden dankbar für ihr reges Interesse an einer Geschichte, die zunehmend in Vergessenheit gerät.

Auch Museumsgründer Johannes Herbst freut sich über das Engagement der jungen Menschen, die teils selbst wolhynien- oder russlanddeutsche Vorfahren haben, teils aus der derzeit umkämpften Ukraine kommen oder auch ohne persönlichen Bezug zu Wolhynien oder den Themen Flucht und Vertreibung Interesse an den Schicksalen der Wolhyniendeutschen haben. Auch er hatte lange keine Berührungspunkte mit Wolhyniendeutschen, bis er nach Linstow zog und seine „unbekannten Nachbarn“ langsam immer besser kennenlernte. Als Bürgermeister schließlich beschloss er gemeinsam mit den Wolhyniern des Dorfes, einem dem Verfall preisgegebenen Umsiedlerhof in Form

eines Museums neues Leben einzuhauchen. Für den Workshop trat auch er gerne vor die Kamera, um von der Entstehung des Museums und vor allem seiner Bedeutung für die Gegenwart zu erzählen.

Am Ende des Workshops entstanden einige Texte, Interviews und Kurzfilme, die der Öffentlichkeit über die Website des Museums zugänglich gemacht werden. Die Themen Flucht, Vertreibung und Neuanfang sind heute wieder aktueller denn je. Auch während der Gespräche im Rahmen des Workshops war der russische Angriffskrieg auf die Ukraine allgegenwärtig. Nicht zuletzt, weil auch eine Teilnehmerin erst vor wenigen Monaten aus ihrer Heimat Cherson fliehen und in Deutschland neu anfangen musste. Die Geschichte der vielen Heimatvertriebenen, aber auch den gegenwärtigen Bezug zu dieser Geschichte einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen, ist das Anliegen aller Workshop-Teilnehmenden, Zeitzeugen und Vereinsmitglieder des Heimatvereins Linstow. Denn dieses Wissen ist für die kommenden Generationen von großer Bedeutung. „Wenn junge Leute diese Geschichten erfahren, dann gehen sie ganz anders mit Migranten um“, wie es Johannes Herbst, Museumsgründer und Vorsitzender des Heimatvereins, treffend auf den Punkt bringt.



INTERVIEW MIT EINEM ZEUGEN DER GESCHICHTE, DIE IN VERGESSENHEIT GERÄT

Ernst Reimann kam vor 77 Jahren nach Linstow im heutigen Mecklenburg-Vorpommern aus einer Region in der Ukraine, in der einst viele Deutsche lebten. Über sein Heimatdorf in Wolhynien, über die Flucht und die Prägung durch seine „ukrainische Vergangenheit“ erzählte er uns im Wolhynier Umsiedlermuseum in Linstow.

Julia Friebe: Herr Reimann, Sie wurden 1938 in Westwolhynien geboren, einer Region, die damals Teil Polens war und heute zur Ukraine gehört. Welcher Geburtsort ist in Ihrem Personalausweis eingetragen?

Ernst Reimann: Ich bin durch meinen Geburtsort so bekannt geworden hier in Linstow und bis Krakow (gemeint ist Krakow am See in Mecklenburg-Vorpommern). Alle Leute, die ich kenne, kennen auch meinen Geburtsort. Das ist so ein lustiger Name, dass ich das selber gar nicht aussprechen kann, aber ich sage es Ihnen gleich. Früher war es üblich, dass Kinder zu Hause geboren wurden, nicht im Krankenhaus. Aber meine Mutter war so krank, dass sie bei meiner Geburt fast gestorben ist und deswegen musste sie ins Krankenhaus in der Nähe von Luzk. Das hat meinem Vater damals die ganze Ernte gekostet, den Arzt zu bezahlen. Und jetzt sage ich Ihnen den Geburtsort, der heißt Usickie Budki (kleines Dorf in der Nähe der ukrainischen Stadt Luzk mit rund 30 Einwohnern im Jahr 2019). Usickie Budki, so steht es in meinem Ausweis. Meine Geschwister sind auch alle da geboren.

Sie mussten 1940 mit Ihrer Familie aus Wolhynien in ein damals von Nazideutschland besetztes Gebiet umziehen. Nach Ende des Zweiten Weltkrieges flüchtete Ihre Mutter mit Ihnen und Ihren Geschwistern nach Linstow. Wie haben Ihre Mitschüler dort auf den Namen Ihres Geburtsortes reagiert?

Hier in Deutschland haben sich die ganzen Schüler über den Namen Usickie Budki lustig gemacht.



Auf der Webseite der Evangelischen Kirche in Mecklenburg Vorpommern habe ich dieses Zitat von Ihnen über die Flucht gefunden: „Da wurde nicht viel drüber gesprochen. Wir waren Umsiedler, weiter nichts.“ Wann haben Sie angefangen, sich mit Ihrer Familiengeschichte auseinanderzusetzen?

Erst nach der Wende konnte man offen darüber reden. In der Schule wurde alles totgeschwiegen. Im Familienkreis hat auch keiner was gesagt. Kein Einziger hat sich getraut zu sagen, dass er aus Wolhynien kam. Mein Onkel war auch ein Wolhyniendeutscher. Er hat über zehn Jahre in Thüringen gearbeitet und keiner da wusste, wo er herkam. Als seine Töchter mich besuchten, wussten sie nicht, dass ihr Vater Wolhyniendeutscher war, mein Onkel hat es ihnen verschwiegen. Er wollte damit nichts zu tun haben.

Sie kommen aus einer religiösen Familie. Was ist Ihre schönste, prägendste Erinnerung aus der Kindheit, die mit Familientraditionen verbunden ist?

Wir wurden sehr christlich erzogen. Meine Mutter ging nicht einfach so ins Bett: Es wurde erstmal gekniet und gebetet. Das hat sie auch uns Kindern beigebracht. Wir waren sehr gläubig. Unsere Familie war der Stamm der christlichen Gemeinde in Wolhynien. Die hiesigen Mecklenburger waren weniger gläubig und gingen nicht oft zum Gottesdienst. Wir Wolhynier haben uns tot gewundert, als sie sonntags Holz gehackt haben. Unter Wolhyniern hat keiner was angefasst am Sonntag. Sonntage waren so heilig wie der Shabbat bei Juden. Sonntag wurde immer geheiligt und es wurde immer sonntags in die Kirche gegangen. Damals dauerten Gottesdienste nicht eine Stunde wie heute. Man war den ganzen Vormittag in der Kirche. Kinder wurden auch mitgenommen und für uns war es natürlich langweilig da.

Gab es weitere Traditionen, die Sie mit Sonntagen verbinden?

Wir hatten auch eine Eigenart, in den Sonntag zu steigen. Sonntags wurde immer Sauerkraut gekocht, in jeder Familie gab es Sauerkraut. Menschen haben selbst das Kraut in der Tonne gesäuert, gestampft. Am Sonntag, vor dem

Gottesdienst, wurde es auf den Herd gestellt, bestimmtes Holz wurde verwendet. Sie haben genau gewusst, wie viel Holz man braucht, denn als wir aus der Kirche kamen, war alles fertig. Dazu gab es ein Stück Fleisch, wenn man Fleisch hatte. Wer keins hatte, der hat's so gegessen. Aber Sauerkraut gab es sonntags in jeder Familie, das war Tradition.

Hatten Sie nach der Umsiedlung nach Linstow bestimmte Wörter oder Redewendungen weiterhin im Sprachgebrauch, die typisch wolhynisch sind?

Wolhynisch war eine Sprache, die konnte keiner verstehen. Das war so ein Mischmasch: Deutsch, Polnisch, Ukrainisch. Als ich in die Schule gegangen bin, hat meine Lehrerin immer gelacht, als sie mein Heft im Unterricht gekriegt hat. Eu wurde immer zum Ei. Zum Beispiel: Zu Heu wurde Hei gesagt. Wir konnten es hier gar nicht verstehen, dass die Mecklenburger zu Hei Heu sagen. Wir mussten erstmal übersetzen. Und so hatten wir viele Wörter. Die Behörden hatten deswegen immer Schwierigkeiten mit Wolhyniern. Wenn sie mit den Bauern Verträge gemacht haben, sind die nicht sehr gut klargekommen. Das hat lange gedauert, bis wir uns reingefunden haben. Noch etwas: Wenn die Sau geferkelt hat, sagt man hier Ferkel zu den Kleinen. Bei

Wolhyniern hieß das immer „Tsyt'sferkel“, solange sie noch gesäugt wurden.

Das hat wohl ukrainischen Einfluss, denn „Tsyt'ska“ bedeutet Brust auf Ukrainisch.

Siehst du, da hat sich alles so zusammengestellt, wie man es brauchte. Wir sind wegen unserer Sprache überall aufgefallen und wurden gehänselt. Mecklenburger haben Linstow „das kleine Russland“ genannt. Wir hatten auch viele wolhynische Lieder. Immer, wenn irgendwas war, haben Wolhynier ihre christlichen Lieder gesungen. Meine älteste Schwester hat sehr viel davon mitgenommen, sie hat sie an ihre Kinder weitergegeben.



Haben Sie Ihre Familien- und Fluchtgeschichte Ihren Kindern in schriftlicher oder in mündlicher Form weitergegeben?

Ich habe die Familiengeschichte meinen Kindern weiter erzählt.

Zoë Hars: Was bedeutet Ihnen das Wolhynier Umsiedlermuseum in Linstow?

Ich sag immer, das bin ich meinen Vätern schuldig, dass ich hier aktiv und ehrenamtlich mitarbeite. Das bin ich meinen Vätern schuldig. Vielen bedeutet es schon sehr viel, dass unsere Geschichte weiter erzählt und bekannt gemacht wird. Wir dachten ja, dass wir das Museum so zwei, drei, vier Jahre vielleicht lenken und leiten, unsere Geschichte hier so ein bisschen erzählen und nun sind das schon dreißig Jahre! Ich bin schon sehr viel hier, ich mache viele Führungen, mache viel mit, setze mich sehr ein. Meine Frau schimpft schon immer, ich sei mit dem Museum verheiratet. Wenn was ist, dann kommen die auch immer zu mir „Ernst, komm, hilf mal“ – dann bin ich auch immer zur Stelle, bin ich immer da.

Mit welchem Gefühl laufen Sie heute durch den Ort?

Wissen Sie, heute kann ich ehrlich sagen, dass ich richtig stolz bin. Ich schäme mich auch nicht mehr, Wolhynier zu sein. Im Gegenteil: Ich bin stolz, dass diese Geschichte hier so aufgemöbelt wurde.

AUSLESE AUS DEM VOKABULAR VON WOLHYNIEN-DEUTSCHEN

Süßigkeiten → Zuckerken
Rote Bete → Burak
Kücken → Kieckel
Fleisch → Fle-isch
Mais → Kukurusen

nach den Worten Ernst Reimanns



Direkt hinter dem niedrigen Holzzaun weht an einem Mast die ukrainische Flagge. Aus dem scheunenartigen Holzgebäude dahinter erklingt ein Akkordeon, das von Gesang begleitet wird. Nachdem die Stimmen verklungen sind, hallen die Klänge des alten Instruments nach. Es ist Ernst Reimann, der im Wolhynier Umsiedlermuseum in Linstow inmitten einer Gruppe von geschichtsinteressierten jungen Menschen das wolhynische Schicksalslied angestimmt hat. Die Gruppe recherchiert zur wolhynien-deutschen Geschichte. Einige Teilnehmende waren in der Vergangenheit schon in Wolhynien auf den Spuren der ehemaligen deutschen Siedler, teilweise ihrer Vorfahren, unterwegs. Hier in Linstow, einem unscheinbaren Dorf mit wenig Verkehr, beruhigendem Vogelgezwitscher und rund 250 Einwohnern geht die Recherche weiter.

„Aus Wolhynien sind vertrieben alle Deutschen arm und reich. Keiner ging den Weg auf Rosen, alle waren sie jetzt gleich.“

Wolhynien – das ist eine historische Region rund 300 Kilometer westlich von Kyjiw. In dieser Region in der nord-westlichen Ukraine siedelten im 19. Jahrhundert verschiedene ethnische Gruppen. Bis zum Ersten Weltkrieg lebten dort auch über 200.000 Deutsche, die sich auf über



300 Siedlungen verteilten. Die „Wolhyniendeutschen“ mussten vor über 80 Jahren ihre Heimat endgültig verlassen. Ein Teil von ihnen wurde während des Zweiten Weltkriegs in von der Deutschen Wehrmacht besetzte polnische Gebiete wie den „Reichsgau Wartheland“ umgesiedelt. Von dort flohen sie Ende 1944 vor der russischen Armee westwärts. Eine größere Gruppe wolhyniendeutscher Familien gelangte nach Linstow, südlich von Rostock. So auch die Familie von Ernst Reimann, der damals sieben Jahre alt war.

„Angespannt und schwer beladen stand der Wagen vor der Tür. Manche Sachen oh wie schade blieben hier noch liegen mir.“

VON SPIELZEUGHUNDEN UND UKRAINEFLAGGEN



Mit kaum mehr als einem Soldatenspaten als nützlichem Werkzeug und der Kleidung an ihren Körpern kam Familie Reimann an. Das liebste Spielzeug vom jungen Ernst ging auf der Flucht bei Breslau verloren: Eine Miniatur von einem Hund in seiner Hundehütte, der durch einen kuckucksuhrartigen Mechanismus seine Hütte verlassen konnte. „Mein Hund war weg. So hab’ ich den letzten Teil der Flucht nur geweint und meine Mutter ist schon bald wahnsinnig geworden!“, erzählt er. Allerdings hatte Ernst kurz nach der Ankunft in Linstow Geburtstag. Seine Tante schenkte ihm fünf Mark. Er erinnert sich weiter: „Ich wusste, die Nachbarn hatten Hunde. Da habe ich mir gleich einen Ersatzhund

gekauft, für fünf Mark! Das war damals viel Geld, aber ich wollte ja einen Hund haben. Nun hatte ich den Hund, aber das durfte ja meine Mutter nicht mitkriegen.“ Letztlich hat seine Mutter von der Neuanschaffung natürlich mitbekommen und er musste den Hund zurückbringen.

„Denn getrost in schweren Stunden, geht’s auch gleich durch schweres Leid, denn darinnen hat gefunden, mancher seine Seligkeit.“

Als die wolhyniendeutschen Familien nach Ende des Zweiten Weltkrieges nach Linstow kamen, lebten in dem mecklenburgischen Dorf kaum Menschen. Nach der ersten Zeit in Ställen und dem alten Gutshof auf engem Raum konnten sich einige der „Umsiedler“, wie sie in der sowjetischen Besatzungszone genannt wurden, ein eigenes Haus in Linstow bauen. Die Wolhyniendeutschen bauten sie zum Teil auf traditionelle Weise aus Holz und mit kleiner Veranda vor dem Eingang. Bald stand ein ganzer Straßenzug an Holzhäusern.

Das Museum befindet sich in dem letzten verbliebenen Haus dieser Art und dem ersten, das hier in Linstow entstanden war. Anfang der 1990er Jahre setzte sich der damalige Bürgermeister Johannes Herbst dafür ein, dass das

baufällige Haus erhalten bleibt: „Diese Geschichte, die war ja so intensiv. Diese Etappen von Neubeginn, von Verbannung, von Umsiedlung, von Flucht und Vertreibung und Neuanfang mit nichts, mit fast nichts außer Händen und einem Spaten. Das hat mich so berührt. Und dadurch sind wir dann auf die Idee gekommen, dass das erste Haus, wenn es an die Gemeinde übertragen wird, zum Museum werden konnte.“

Wenig später gründete sich auch der Heimatverein Linstow, dem schnell viele Angehörige der wolhyniendeutschen Gemeinschaft, aber auch viele andere Ortsansässige beitraten. Heute ist Ernst Reimann stolz, „dass die Geschichte hier so aufgemöbelt wurde.“ Als der Verein gegründet wurde, zweifelte er zunächst das öffentliche Interesse an den Wolhyniern an. Bald jedoch trat er dem Verein bei, dem heute Menschen aus der gesamten Bundesrepublik angehören. Heute engagiert sich Ernst Reimann so sehr, dass seine Ehefrau scherzhaft meint, er sei mit dem Museum verheiratet. Manchmal gibt Ernst Reimann Führungen, manchmal bringt er sein Akkordeon mit, immer erinnert er sich lebhaft an die Vergangenheit. „Ich schäm mich auch nicht mehr, Wolhynier zu sein. Früher, in Kindheitsjahren, haben wir kaum darüber gesprochen. Wir haben gesagt, wir kommen aus dem Warthegau oder von woanders her“, erzählt er.

Zeitzeugen wie er sind eine wertvolle Quelle für Orte wie das Wolhynier Umsiedlermuseum und andersherum sind solche Orte ungemein wertvoll für Menschen wie Ernst Reimann. Während das Museum noch mehr an Authentizität gewinnt aber vor allem an Lebendigkeit, bietet es Zeitzeugen und ihren Nachkommen die Möglichkeit, sich innerhalb des geschaffenen Kontextes zu erinnern und zu erzählen. So vermitteln sich schmerzhaftige Erinnerungen an Flucht, Vertreibung und den Neuanfang in Linstow sehr greifbar.





Was nehmen Menschen mit, wenn sie überstürzt ihre Heimat verlassen müssen? Über die Dinge hinaus, die ihr nacktes Überleben sichern sollen: Welche Identitätsteile werden ins neue, unbekannte Leben mitgetragen? Welche Identitätsteile werden als Zusatzlast in Kauf genommen, obwohl diese das Vorankommen, das Entkommen aufs Spiel setzen?

Im Museum der Wolhyniendeutschen im mecklenburgischen Linstow findet man historische Antworten darauf, die überraschen, ebenso wie Antworten, die man auch in heutigen Flucht- und Migrationsbewegungen wiederfindet.

Das Museum bietet einen Überblick über die Fluchterfahrung von ethnischen Deutschen, die aus der heutigen Westukraine zunächst in den von den Nazis besetzten Warthegau in Polen umgesiedelt wurden, bevor sie aufgrund der vorrückenden Roten Armee erneut weiter nach Westen ziehen mussten und sich auf dem Gebiet der späteren DDR wiederfanden. Neben den Objekten ihres täglichen Lebens in ihrer alten und neuen Heimat bietet das Museum auch Raum für persönliche Erfahrungsberichte und Erzählungen, dazu liebevoll gestaltete Kommentare zu einzelnen Gegenständen, die dem Besucher einen eigenen Freiraum lassen, an der kollektiven Erfahrung von Flucht und Neuanfang im Unbekannten teilzuhaben.

Wenig überraschend handelt es sich bei vielen der mitgenommenen Objekte neben Dokumenten zunächst um Dinge des täglichen Bedarfs, des Überlebens, ebenso Dinge, die einen potentiellen ökonomischen Wert haben und im Zweifelsfall veräußert werden können. Aus den zahlreichen Erfahrungsberichten und den Ausstellungsexponaten des Museums sieht und hört man jedoch heraus, dass es oft genau jene Objekte waren, die als erste vom Wagen geworfen wurden, wenn die Pferde zu sehr von der Last ermüdet waren und nicht schnell genug voranschritten:

„Erst flog unsere alte Wanduhr vom Wagen. Wir haben uns beim Packen gedacht: ‚Sie ist sehr teuer, die können wir später verkaufen‘ ... Und dann flog aber immer mehr runter – Mehl, das Hafer für die Pferde. Unsere Pferde waren alt, wir wären sonst überhaupt nicht vorangekommen. Wir haben am Ende fast alles runtergeworfen, was wir mitgenommen haben, damit es für unsere Pferde leichter wird.“

Vom im Museum ausgestellten materiellen Besitz genießen ein teurer Pelzmantel und eine farbenfrohe Decke einen Ehrenplatz in einer Vitrine. Dieser ist mit einem kommentierenden Statement der Spenderin versehen, in dem der materielle Wert des Mantels fast schon beiläufig gegen Ende Erwähnung findet. Viel mehr Worte werden seiner lebensrettenden Funktion im harten Winter auf der Flucht gewidmet, viel mehr über den Aufwand erzählt, der betrieben wurde, um ihn auf dem Weg zu schützen. Viel wertvoller ist die Erinnerung an die Zeit, die dieser Mantel mit sich trägt, und die Erzählung des eigenen Lebens, zu der er beiträgt.

Bei weiterer Beschäftigung mit den Fluchtnarrativen stellen die Museumsbesucher immer mehr fest, dass viele irrational erscheinende Entscheidungen getroffen wurden, die begrenzten Kapazitäten, die zu einer Flucht gehören, zu

nutzen. Die Lebenserhaltung fällt ins zweite Glied zurück, während die Identitätserhaltung am neuen fremden Ort in den Vordergrund rückt. Im Museum befinden sich Kunstwerke, die Plätze des Heimatortes darstellen, Gastgeschenke sowie ein Ortsplan, der daran erinnert, in welchen Nachbarschaftsverhältnissen die Menschen in Wolhynien miteinander lebten. In allen Zeitzeugenberichten der Wolhyniendeutschen bildet die Religion die Drehachse der Erzählung – nahezu jede Familie nahm eine schwere alte Bibel mit, die oftmals über Generationen im Familienbesitz blieb, weitere religiöse Gegenstände für das Abendmahl, Gesangsbücher. Eine wichtige Stütze des Glaubens und ein verbindendes Element des Familienlebens bildeten zudem die Sinn- und Segenssprüche, die auch am neuen Wohnort an der Wand hingen, oftmals mit Bibelzitate und Reflektionen darüber, wie man den schweren Zeiten zum Trotz ein moralisch gefestigtes Leben führt und seine Haltung wahr.

Ein Museum der Umsiedlung und der Flucht kann jedoch nicht ohne das erzählt werden, was es auslöst: es ist in erster Linie ein Museum dessen, was verloren und zurückgelassen wurde, ein Museum tragischer Entscheidungen, ein Museum dessen, was für immer abwesend bleibt und die Menschen in ihren Träumen und Erinnerungen

GEFRORENE LANDSCHAFTEN OHNE WIEDERKEHR

heimsucht – ein Museum der Gespenster verlorener Orte. Seine Hauptfunktion liegt nicht in der Menge der Exponate und der Stimmensammlung der Zeitzeugen, deren Schicksale sich sonst hinter Pfeilen auf Landkarten von Grenzregionen untergegangener Imperien verbergen. Das Museum funktioniert primär als ein Zeichen, als eine Geste, die auf verlorene Lebenswirklichkeiten und Möglichkeiten verweist – auf Sehnsüchte, auf zunehmend verschwimmende und sich immer weiter entfernende Erinnerungen, auf eine Befristung, gegen die dieses Museum ankämpft.

Dieses gespenstische Zeichen des Verlorenen erkennt man in den lebhaften Erzählungen der damaligen Kinder, die heute in ihrem neunten Lebensjahrzehnt stehen, so wie Ernst Reimann. Ernst Reimann, der als kleiner Junge in der Nazizeit indoktriniert wurde und sich später der Wirkung dieser Propaganda bewusst wurde, erinnert sich an das einzige Spielzeug, das ihn vor dem allumfassenden Militarismus und dem Totenkult bewahrt hatte – einen bellenden Miniaturhund mit Hundehütte. Es war sein Lieblingsspielzeug, weil es nicht den Krieg und den Tod glorifizierte, sondern das Leben und die Sehnsucht nach einer friedlichen, glücklichen Kindheit stärkte.

„Mein Vater, der hat mir immer nur Sachen mitgebracht, die

mit Krieg zu tun hatten. Wir waren ja so getrimmt auf den Hitler. Wenn man mir als Kind gesagt hätte, ‚du musst dich erschießen lassen, damit Hitler lebt,‘ dann hätte ich das gemacht. Und mein Vater auch. Wir waren ja alle so erzogen. Da ging es nur um den Krieg und der Hitler war der beste Mensch. Nachher, als uns alles bewusst geworden ist, da haben wir gesagt: ‚wie waren wir doch dumm‘.

Wir waren doch im Warthegau nur beliefert worden mit Kriegsspielzeug, wir kannten keinen Ball oder Puppen – nur Panzer, Autos, Gewehre und Granaten, von sowas war der Tisch voll. Und eines Tages – mein Vater war ja an der Front – da kam er an mit einem Spielzeug, einem Hund. Da war so ne Hütte. In ihr war ein Hund. Der hat sich bewegt wie eine Kuckucksuhr, wenn man sie aufzieht. Da kam er immer raus aus der Hütte und bellte einmal. Ich kann Ihnen sagen, mein Herz hat gelacht, das war doch besser als die Panzer und Soldaten, von denen mein Vater mir ganze Taschen voll gebracht hat. Ich hab nur mit dem Hund gespielt, das war so schön, der lebt ja nicht und der kann bellen, da macht man sich ja Gedanken mit sechs Jahren – wie kann das sein?

Und auf der Flucht, wo ich auf dem Wagen gelegen habe, da war der Hund immer bei mir. Wir sind ja über Breslau geflohen, da hab ich ja auch immer mit dem Hund gespielt,

ach war das schön. Und dann hieß es an einem Tag: wir müssen hier alle raus, wir müssen heute weg hier von Breslau, da sammeln sich schon die Menschen, wir müssen alle raus. Und in diesem ganzen Eifer stand der Hund auf dem Tisch und da hat meine Mutter gesagt: ‚Willst du hierbleiben oder kommst du mit uns mit?‘ Natürlich will ich mit, den Hund stehen gelassen und galopp die Treppen runter und hab mich eingereiht. Und dann bin ich keine Paar Schritte gegangen, dann gab es kein Zurück mehr – mein Hund ist weg, mein Hund ist weg. So hab ich die letzte Flucht nur geweint: ‚Mein Hund ist weg‘. Meine Mutter ist fast wahnsinnig geworden, da hat sie mir versprochen: ‚Du kriegst einen Hund, wenn wir da sind‘.“

Ernst Reimanns vergessener Hund ist in seiner Abwesenheit und in seinem Erzählt-Werden das ausdrucksstärkste Exponat des Museums, weil er in der Imagination des Zuhörers Bilder erzeugt und den Zuhörer auf die Fährte setzt, seinen eigenen Spuren des Vergessens zu folgen, uns mit unseren eigenen oft irrational erscheinenden Entscheidungen zu konfrontieren: Welche Erinnerungen haben wir damals mitgenommen? Welchen Erinnerungen gewähren wir Ehrenplätze als Exponate unseres eigenen inneren Museums? Wie würden wir ein Museum unserer

Vergänglichkeit, unserer Verluste, unseres Vergessens gestalten, das immer auf der Reise ist, in Bewegung, aus immer größerer Ferne zu uns sprechend – das Museum einer gefrorenen Landschaft ohne Wiederkehr, durch die wir rückwärtsgewandt fahren, die immer kleiner und unsichtbarer wird und dann für immer hinter dem Horizont verschwindet.





Wie können junge Menschen für Geschichte begeistert werden? Michael Thoß, Leiter des Wolhynier Umsiedlermuseums in Linstow, findet darauf immer wieder neue Antworten. Das Museum als authentischer Ort erleichtert den Zugang zum großen Thema Flucht und Vertreibung und gibt Einblicke in die Zeit des Nationalsozialismus und der DDR. Ereignisse von großer historischer Tragweite lassen sich hier im Kleinen anschaulich nachvollziehen. Im Interview erklärt er, wie die Bildungsarbeit im Museum wirkt und welche pädagogischen Materialien zum Einsatz kommen.

Michael Thoß ist Historiker und seit 2019 Museumsleiter im mecklenburgischen Linstow. Die erste Zusammenarbeit mit dem Wolhynier Umsiedlermuseum liegt über 15 Jahre zurück. Bereits damals unterstützte er mit seiner Expertise den Bereich der historisch-politischen Bildung. Das Museum wurde mit der politischen Wende in der DDR gegründet und ist Ausdruck „bürgerlichen Engagements par excellence“, von dem er gern ein Teil ist.



Eugenie Frank: Wie ist die Idee entstanden, hier am Museum mit eher älterem Publikum ein Bildungsangebot für Jugendliche zu konzipieren?

Michael Thoß: Tatsächlich richteten sich in den letzten Jahren die Bildungsangebote des Museums, wie Führungen, Vorträge und Lesungen überwiegend an Erwachsene. Deshalb ist die Idee entstanden, ein spezielles Angebot für Schulklassen zu entwickeln. Unsere „Bildungsbox – Flucht und Vertreibung“ beinhaltet Lernmaterial für einen Projekttag mit Schüler*innen der 7. und 8. Klassen von

Regionalschulen. Am Beispiel der Wolhyniendeutschen wird gezeigt, warum Menschen ihre Heimat verlassen müssen und welche biografischen Brüche damit einhergehen.

Die Bildungsbox besteht aus sechs Themenschwerpunkten – wie ist Ihr pädagogischer Ansatz?

Im Mittelpunkt stehen die Biografien von drei Menschen. Eine Jugendliche und ein kleiner Junge stammen aus Wolhynien und beide sind wegen des Zweiten Weltkriegs mit ihren Familien über Polen nach Linstow gekommen. Bei der

dritten Person handelt es sich um einen jungen Syrer, der vor dem Bürgerkrieg in seinem Land über die Balkanroute nach Mecklenburg geflohen ist. Wichtig war uns, dass die Schüler*innen lernen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen historischen und aktuellen Fluchtbewegungen zu verstehen und Empathie für Menschen zu entwickeln, die gezwungen sind, ihre Heimat zu verlassen.

Gerade diejenigen, die in ihrer Freizeit nur selten mit Kultureinrichtungen in Kontakt kommen, sollen das Museum als einen interessanten Ort mit abwechslungsreichen Aktivitäten kennenlernen. Wie das funktioniert, lässt sich gut an folgendem Beispiel zeigen: Die Wolhyniendeutschen haben nach ihrer Ankunft in Linstow mehrere Häuser aus Holz gebaut, da andere Baumaterialien fehlten. Das Sägen der Holzbohlen mit großen Handsägen war sehr anstrengend und erforderte viel Zeit und Geduld. Um das nachvollziehen zu können, veranstalten wir zur großen Freude der Schüler*innen im Rahmen der Museumsführung ein Wettsägen. So bekommen sie eine Idee davon, was es bedeutet, wenn Menschen früher ohne Maschinen etwas aus Holz gebaut haben. Nebenbei stellen sie ihre Geschicklichkeit und ihre Fähigkeit zum Teamwork unter Beweis.

Das heißt, Sie gehen individuell auf die Bedürfnisse der einzelnen Schulklassen ein?

Die Kinder kommen mit ganz unterschiedlichen kognitiven und motorischen Fähigkeiten zu uns. Eine 10. Klasse, die gerade den Zweiten Weltkrieg im Geschichtsunterricht behandelt, bringt andere Voraussetzungen mit als eine 7. Klasse, die sich gerade mit den Burgen des Mittelalters beschäftigt. Zunächst muss ich mir einen Eindruck darüber verschaffen, auf welchem Stand sich eine Klasse gerade befindet und dementsprechend passende Angebote machen. Während im Schulunterricht die Wissensvermittlung im Vordergrund steht, haben die Schüler*innen bei uns die Chance, durch praktisches Lernen, einen eigenen Zugang zu unseren Themen zu finden. Beispielsweise machen wir mit Schulklassen ukrainische Piroggen, die ein wichtiger Bestandteil der wolhyniendeutschen Küche waren, und essen sie gemeinsam.

Das kann ich mir vorstellen - mit Essen holt man Schüler*innen schnell ab. Wie reagieren diese allgemein auf das Angebot?

Es ist recht unterschiedlich, wofür sie sich interessieren. Das

hängt vom Alter oder Themen ab, die sie gerade beschäftigen. Kürzlich hat mich ein Schüler, der vor dem Schulabschluss stand, gefragt, welche Aufgaben ich hier im Museum habe. Der hatte sich wohl gerade Gedanken über seine eigene berufliche Zukunft gemacht.

Können Sie mir ein Beispiel aus Ihrer Praxis nennen?

Bei der letzten Gruppe interessierten sich die Schüler*innen besonders dafür, wie die Menschen früher gelebt haben. Das lässt sich hier im Museum anschaulich zeigen. Die Bauern haben sehr einfach gelebt. Anfangs gab es keinen Strom, das Wasser musste vom Brunnen geholt werden, es gab keine Telefone, von Smartphones ganz zu schweigen. Die Schüler*innen versuchen sich dann praktisch vorzustellen, wie ein Leben ohne diese technischen Hilfsmittel funktionieren kann. Bei den Fluchtgeschichten höre ich häufig die Frage: „Wie haben sich Familienangehörige, die bei der Flucht auseinandergerissen worden sind, ohne moderne Kommunikationsmittel wiedergefunden?“ Ich erkläre dann, dass es zum Beispiel Radiosendungen in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz gab, in denen Suchanzeigen mit Namen, Geburtsort und Geburtsdatum von Vermissten verlesen worden sind. So etwas finden Schüler*innen spannend.

Wie bringen Sie den Schüler*innen das Thema Flucht und Vertreibung näher?

Wir lassen sie beispielsweise im übertragenen Sinn einen Rucksack packen. Sie bekommen in Kleingruppen die Aufgabe, sich auf die zehn wichtigsten Gegenstände zu einigen, die sie im Fall einer Flucht mitnehmen würden. Schnell zeigt sich, dass neben wichtigen Gegenständen, die das Überleben sichern sollen, wie Nahrungsmittel oder warme Kleidung auch Gegenstände genannt werden, wie Fotos oder ein geliebtes Spielzeug, die an eine Welt erinnern, die es nach der Flucht so nicht mehr geben wird.

Sprechen Sie darüber, wie die eigenen Familienbiografien der Schüler*innen sind, ob es Migration gab?

Die Frage nach Flucht und Vertreibung in der eigenen Familienbiografie ist ein wichtiger Schlüssel für die Arbeit mit allen Altersgruppen. Als Vorbereitung auf den Museumsbesuch bitte ich in der Regel die Lehrkraft, das in der Klasse abzufragen. Ich stelle aber immer wieder fest, dass über diesen Teil der Familiengeschichte, nicht nur bei Kindern und Jugendlichen, sondern auch bei Erwachsenen oftmals wenig bekannt ist und es manchmal auch mit Scham behaftet ist, ein Nachkomme von „Flüchtlingen“ zu sein.

Kommen auch Kinder mit wolhyniendeutschen Wurzeln?

Ja, das kommt vor. Einmal hat ein Junge während eines Projekttags erzählt, dass seine Oma bis zu ihrem Tod in Linstow gewohnt hat. Er hat dann die Mittagspause genutzt, um noch einmal ihr Haus zu besuchen.

Das historische Wolhynien liegt geografisch inzwischen auf dem heutigen Gebiet der Ukraine. Erreichen Sie im Zuge des russländischen Angriffskriegs gegen die Ukraine vermehrt Anfragen nach Bildungsangeboten?

Die Anfragen von Schulen haben sich durch den Angriffskrieg nicht verändert. Auffällig ist dagegen, dass sich vermehrt Menschen an uns wenden, die feststellen, dass ihre familiären Wurzeln nicht in Russland, sondern in der Ukraine liegen und mehr über die Zusammenhänge erfahren möchten.

Worin liegt das Besondere, sich den Themen Flucht, Vertreibung, Nationalsozialismus und DDR-Geschichte bei Ihnen am Museum zu widmen?

Das Museum liegt in einer idyllischen Umgebung in einem unscheinbaren Ort. Viele Besucher sind überrascht, dass sie hier Informationen zu einer Gruppe erhalten, von der sie

zuvor nie etwas gehört haben – den Wolhyniendeutschen. Ihre wechselvolle Migrationsgeschichte schafft Anknüpfungspunkte in viele Regionen dieser Erde und zu den großen menschlichen Tragödien des 20. Jahrhunderts, die von Kriegen, Flucht, Vertreibung und Neuanfang geprägt waren. Die Regionalgeschichte erleichtert insbesondere auch jungen Menschen den Zugang zu komplexen historischen Themen, die auf einmal Teil der eigenen Lebenswelt werden.



Museumsleiter Michael Thoß geht es darum, Museen als Orte positiv zu besetzen und Schüler*innen über eigene Erfahrung Geschichtliches lernen zu lassen. In Linstow wird deutlich, wie lokale Geschichte zu einem übergreifenden Geschichtsverständnis beitragen kann.



Der Duft des Spätsommers mischt sich mit dem nach frisch gebackenem Kuchen, heißen Piroggen und Borschtsch, der traditionellen ukrainischen Suppe mit roter Beete. An den Essensständen bilden sich lange Schlangen – die liebevoll zubereiteten Gerichte stoßen auf große Begeisterung. Das Wolhynier Umsiedlermuseum im mecklenburgischen Linstow feiert heute sein 30. Jubiläum. Die Kinder freuen sich über viel Platz zum Toben, einen kleinen Streichelzoo und über einen nachgebauten und mit historischen Gegenständen eingerichteten Erdkeller. Dass ein Erdkeller, auch „Kriechkeit“ genannt, tatsächlich einmal Menschen als Wohnraum diente, bevor er später für die Lagerung von Lebensmitteln genutzt wurde, fasziniert nicht nur die Kinder. Mehrere Generationen finden sich an runden Tischen

zusammen. Unter dem Motto „Erzähle von Wolhynien“ kommen sie in einen regen Austausch über die Wirren der Zeit.

Mitte des 19. Jahrhunderts sind deutsche Siedler, oft über Kongresspolen, nach Wolhynien, eine historische Region in der heutigen Westukraine, ausgewandert. Während des Zweiten Weltkriegs wurden ihre Nachfahren Richtung Nazideutschland umgesiedelt, einige auch nach Sibirien und Kasachstan deportiert. Mit dem Ende des Krieges flüchteten diejenigen, die im besetzten Polen lebten, in großen Trecks mit Pferdewagen vor der Roten Armee. Einige von ihnen fanden ihre neue Heimat in Linstow, einem kleinen Dorf am Rande der idyllischen Mecklenburgischen Seenplatte. Die bewegte Geschichte dieser Menschen kann man heute im Wolhynier Umsiedlermuseum erleben. Der alte Pferdewagen auf dem Gelände des Museums, der zeigt, wie beschwerlich eine Flucht in den 1940er Jahren gewesen sein musste, stößt auf großes Interesse bei den Besuchern des Festes. Bei einem Säge- und Dreschflügelwettbewerb feuern sich alle kräftig an. Live-Musik und eine junge Tanzgruppe, die zu peppiger Musik Schwung in das Festzelt bringt, runden die ausgelassene Stimmung ab. Auf dem Fest werden noch viele weitere Attraktionen geboten.

Als Johannes Herbst, der damalige Bürgermeister, das Museum 1993 zusammen mit engagierten Bürgerinnen und Bürgern gründete, hätte sich niemand träumen lassen, dass es einmal zu solch einer Institution heranwächst. Denn eigentlich war es als eine Art Heimatstube für die in Linstow lebenden Wolhyniendeutschen gedacht. Inzwischen ist es „zu einer festen Größe im Landkreis Rostock geworden“, so der Landrat des Landkreises Rostock, Sebastian Constien. In seinem Grußwort zum 30. Museumsfest betont er, dass das Museum ein Ort lebendiger Geschichte sei. „Hier wird erinnert und bewahrt“. Die aktive Pflege von Austausch und Bildungsarbeit hebt der Landrat außerdem hervor. Dies sei gerade unter den aktuellen Umständen wieder besonders wichtig. Auch einen Dank für das „nachhaltige Engagement“ in der Region spricht Constien den Mitgliedern des Heimatvereins aus. Doch die Jubiläumsfreude wird getrübt. Trotz dieses gelungenen Festes und der vielen lobenden Worte blicken die Vereinsmitglieder mit Sorge in die Zukunft. Eine öffentliche Förderung der Finanzierung der Museumsarbeit fehlt schon seit Jahren. Manch einer fragt sich, wie ernst die lobenden Worte des Landrates zum Jubiläum gemeint waren. Das Museum hält sich seit seiner Gründung mit Projektförderungen aus unterschiedlichen Töpfen und Spenden von großzügigen Zeitzeugen und deren Nachkommen über Wasser. Erst im September 2022 kam für

das Museum ein herber Rückschlag mit der Absage einer Förderung für ein wichtiges Projekt zur Ansiedlung der wolhyniendeutschen Flüchtlinge während der Bodenreform in der sowjetischen Besatzungszone. Diese steht mit dem weiteren Schicksal der Wolhynier in ihrer neuen Heimat in enger Verbindung und sollte deshalb aufgearbeitet werden. Ob Michael Thoß auch nächstes Jahr noch als Museumsleiter tätig sein und seinen wichtigen Beitrag zur Bildungsarbeit leisten kann, ist ungewiss. Das ehrenamtliche Engagement der 94 Mitglieder des Heimatvereins ist beachtlich. Doch Thoß ist der einzige hauptamtliche Mitarbeiter, der – ohne weitere Finanzierung – Ende des Jahres nicht mehr für das Museum tätig sein kann. Ausschließlich über das Ehrenamt lässt sich eine solche Einrichtung mit so vielen wertvollen Angeboten nicht halten. Zudem fehlt es dem Museum an Nachwuchs. Spenden und neue Mitgliedschaften helfen. Doch eine Finanzierung durch das Land Mecklenburg-Vorpommern und den Landkreis Rostock wäre die beste Lösung für die Weiterführung der Museumsarbeit.

Im nächsten Jahr am ersten Wochenende im September lädt der Heimatverein wieder zum Museumsfest. Es bleibt zu wünschen, dass dann schon zuversichtlicher in die Zukunft geblickt werden kann.



MEDIENWERKSTATT 2022

